

Rudolf Virchow (1821–1902) im Spannungsfeld von Glauben, Kirche und Staat

VON CHRISTIAN ANDREE

WER WAR RUDOLF VIRCHOW WIRKLICH?

War er, wie zahlreiche Darstellungen nahe legen, tatsächlich ein Monster des naturwissenschaftlichen Zeitalters, ein Glaubensloser, ein Atheist? Einer, der den schier wahnsinnigen Ausspruch getan haben soll, er habe nun viele tausend Leichen sezirt, aber niemals eine Seele gefunden? Einer, der sich immer gegen die Kirche, besonders die katholische, schließlich aber auch die evangelische, gewendet und diese vehement bekämpft habe?

Soweit ich sehe, ist das Thema bisher nicht behandelt worden.

Ich gebe zunächst einen Überblick über sein Leben und seine Leistungen und untersuche danach seine Beziehungen zur Kirche und kirchlichen Einrichtungen aller Konfessionen, schließlich seine Stellung zur Religion überhaupt.

Dieser Virchow ist heute, obwohl er einmal in der Welt des 19. und frühen 20. Jahrhunderts als der bedeutendste gelehrte Nachfolger Alexander von Humboldts in Deutschland galt und „Goethe der Wissenschaft“ genannt wurde, im Ausland bekannter als hierzulande.

Schlägt man die amerikanischen oder britischen Enzyklopädien auf, so findet man viele Seiten lange Bioergographien über ihn, in deutschen Lexika sind es meist kurze Artikel, nur zwischen 20 und 30 Zeilen¹ lang.

Seine Beurteilung hat sich durch Wissenschaft und Öffentlichkeit in den letzten 150 Jahren mehrfach so grundlegend gewandelt, dass sie als Musterbeispiel für das Schillerwort „von der Parteien Gunst und Hass bewegt, schwankt sein Charakterbild in der Geschichte“ gelten kann.

Virchow spielte im 19. Jahrhundert nicht nur für die Entwicklung der Medizin-, sondern auch für viele andere Wissenschaften eine überragende Rolle, so dass dieser große Pathologe, Hygieniker, Sozialmediziner, Politiker, Anthropologe, Ethnologe und Prähistoriker, Sammler und Museumsgründer – um nur einige seiner wesentlichen Tätigkeitsbereiche zu

¹ Vgl. z. B. Brockhausenzyklopädie in zwanzig Bänden. Siebzehnte völlig neu bearbeitete Auflage des Großen Brockhaus, Bd. 19, Wiesbaden 1974, S. 645, wo das Stichwort 31 Zeilen (ohne die 13 Zeilen Literaturangaben) umfasst.

nennen – heute eben international wohl als der bedeutendste Pathologe aller Zeiten anerkannt ist. Er ist der Schöpfer der bis jetzt maßgebenden Zellulärpathologie, die beispielsweise für die moderne Krebsforschung ebenso grundlegend ist wie z. B. für die Aidsforschung.

Daneben begründete er durch Anregung, eigene Forschung und tatkräftige Förderung mehrere Wissenschaften in ihrer modernen Form. Er ist einer der bedeutendsten Politiker der Bismarck-Zeit und leistete als Politiker in mehreren Parlamenten Entscheidendes für den Fortschritt des öffentlichen Lebens. Er war 1862 Mitbegründer der Fortschrittspartei zusammen mit Theodor Mommsen, dem Genossenschaftsmann Hermann Schulze-Delitzsch und anderen.

In seiner politischen Tätigkeit hat er alle anderen Professoren-Politiker weit übertroffen und bleibt unter deutschen Gelehrten insofern eine singuläre Erscheinung, das Vorbild für einen nicht in seinem Elfenbeinturm verkümmernenden Intellektuellen.

Der Ruhm des 1821 Geborenen hatte sich schon mit knapp 25 Jahren auszubreiten begonnen und erfuhr bis zum Lebensende 1902 eine kontinuierliche Steigerung. Im Urteil der Zeitgenossen hatte Virchow ein vorbildliches, außerordentlich arbeitsreiches Leben geführt. Im Sinne des in seinem protestantischen Elternhaus herrschenden Arbeitsethos wählte er schon als Abituraufsatz-Thema sein bis zum Tode geltendes Lebensmotto: „Ein Leben voller Arbeit und Mühe ist keine Last, sondern eine Wohltat“, entsprechend dem von Luther missverständlich übersetzten Vers aus Psalm 90, 10:

„Unser Leben währet siebzig Jahre, und wenn's hoch kommt so sind's achtzig Jahre, und *wenn's köstlich gewesen ist, so ist's Mühe und Arbeit gewesen*; denn es fährt schnell dahin, als flögen wir davon.“

Virchow hat bestimmte Probleme der Menschheit erstmals wissenschaftlich angesprochen und sie zu erheblichen Teilen einer Lösung zugeführt.

Als bester Absolvent der militärärztlichen Ausbildungsanstalt des preußischen Staates, der so genannten Péripière, durfte der noch nicht 24-jährige hinterpommersche Bauernsohn 1845 bei der alljährlichen Stiftungsfeier die Festrede halten. Virchow, noch nicht habilitierter angehender Militärarzt, nutzte diese Gelegenheit, um zum Sturz bisheriger humoral-pathologischer und romantischer Grundansichten in der Medizin aufzurufen. Er forderte deren Ablösung durch moderne, also naturwissenschaftliche Arbeitsmethoden bzw. -paradigmen.

Neben dem Wissenschaftler Virchow stand aber stets der Politiker und Philanthrop. Dieser Hang des Arztes Virchow zur Sozialpolitik wurde durch ein Schlüsselerlebnis ausgelöst, das dem jungen Mediziner die sozialen Missstände seines Jahrhunderts drastisch vor Augen führte.

Zu Beginn des europäischen Revolutionsjahres 1848 herrschte im Osten Preußens, in Oberschlesien, eine verheerende „Typhus“-Epidemie, über welche die Zeitungen der ganzen Welt mit Recht Schauerliches berichteten. Nach längerem Zuwarten sah sich der preußische Staat endlich gezwungen, den unbekannten Ursachen der Seuche nachzugehen. Auf Empfehlung der militärärztlichen Vorgesetzten verpflichtete der preußische Kultusminister Eichhorn (1779–1856) den jungen Virchow zu einer nicht ungefährlichen Forschungsreise in das Typhusgebiet. Am 18. Februar 1848 wurde der Marschbefehl erteilt. Da es inzwischen zu Unruhen unter der Bevölkerung in Oberschlesien gekommen war, schickte die Berliner Militärverwaltung gleichzeitig 170 Mann Kavallerie und Infanterie in das Seuchengebiet, um, wie es hieß, den radikalen Schutz sanitätspolizeilicher Anordnungen in Rybnik, Pless, Ratibor, Gleiwitz und anderen Orten Oberschlesiens durchzusetzen. Mit Gewaltanwendung wollte man die Probleme lösen, deren Ursachen man nicht kannte.

Am 21. Februar 1848, also drei Tage später, traf Virchow in der schlesischen Hauptstadt Breslau ein. Doch schon am 9. März 1848 kehrte er nach Berlin zurück, um nach eigenem Zeugnis „an der Bewegung in der Hauptstadt“, also der Revolution, teilnehmen zu können. Was hatte er in diesen zwei Wochen in Oberschlesien erlebt? Er beschreibt es selbst – allerdings wesentlich später – im Jahre 1901 anlässlich der Feierlichkeiten zu seinem 80. Geburtstag. Dort sagt er: „Jene 16 Tage in Oberschlesien, 1848, waren das entscheidende Ereignis meines Lebens.“

Virchow vertiefte sich in das Studium der gesamten oberschlesischen Zustände, und hier schuf er die Grundlagen der modernen Sozialmedizin. In den „Acta von Epidemischen Krankheiten unter den Menschen und dagegen getroffene Maßregeln in der Provinz Schlesien vom Dezember 1846 bis Dezember 1848“ aus dem Bestand des Geheimen Staatsarchivs Preußischer Kulturbesitz Berlin sind die Dokumente aufbewahrt.

Die Seuche wurde damals Hungerpest oder Hungertyphus genannt. So steht es jedenfalls in den oberschlesischen Akten. Heute wissen wir freilich, dass es sich weder um eine Hunger-Folge noch um eine Typhusepidemie handelte, sondern um eine Fleckfieber-Erkrankung, die durch Kleiderläuse übertragen wird und bei epidemischem Auftreten eine hohe Verlaumdichte voraussetzt, was weniger auf Ernährung als auf Sozialverhalten und mangelhafte hygienische Bedingungen schließen lässt.

Virchow ging, was die Rickettsia-prowazeki-Seuche Oberschlesiens betrifft, nicht vom Infektions-Modell aus, dem er sich erst vierzig Jahre später zögernd anschloss, sondern fasste hydrologische, geologische, geomorphologische, klimatische sowie soziologisch-ethnologisch-historische Faktoren ins Auge, was einem miasmatischen Ansatz soziologisch-ethnografischer Modifizierung entspricht.² Mit jugendlichem Enthusiasmus und Optimismus forderte er in seiner Analyse „volle und unumschränkte Demokratie“, spottete über die Bürokraten und ihre unsinnige Gesundheitspolitik, verlachte die Feudalaristokratie, die ihr Geld verbrachte, um den Narreteien ihrer Höfe, der Armeen und der großen Städte zu frönen, und verhöhnte gleichzeitig die aufkommende bourgeoise Geldaristokratie, die in den armen Oberschlesiern nicht Menschen, sondern lebende Maschinen sah. Schließlich geißelte er sogar die kirchliche Hierarchie, die das elende Volk allein auf den Himmel vertröstete. Statt dessen forderte er zur Bekämpfung der Seuchenursachen „Bildung mit ihren Töchtern Freiheit und Wohlstand“.

Er tat dies öffentlich, ohne zuvor seine Auftraggeber informiert zu haben. Die Regierung, ohnehin geschwächt und gereizt durch die revolutionären Ereignisse des Frühsommers 1848, hatte Virchow schon mehrfach wegen politischer Äußerungen gerügt und den Abschlussbericht angemahnt. Statt dessen veröffentlichte Virchow zunächst seine Erkenntnisse. Es erschienen die „Mittheilungen über die in Oberschlesien herrschende Typhus-Epidemie“ im Buchhandel. Erst danach schickte er den gedruckten Bericht mit kurzem Begleitschreiben an die ungeduldige Regierung. Damit war das Vertrauensverhältnis zwischen Virchow und der Regierung zerstört.

An dieser Stelle sei aus den „Mittheilungen [...]“ auszugsweise dasjenige zitiert, was er über die katholische Hierarchie und ihre Mitschuld an den schrecklichen ober-schlesischen Zuständen sagt. Es heißt da:³

„Nirgends außer in Irland und seinerzeit in Spanien, hat der katholische Clerus eine absolutere Knechtung des Volkes zu Stande gebracht, als hier; der Geistliche ist der unumschränkte Herr dieses Volkes, das ihm wie eine Schaar Leibeigener zu Gebote steht. Die Geschichte seiner Bekehrung vom Brandwein bietet ein noch glänzenderes Beispiel dieser geistigen Hörigkeit dar, als es Pater Matthew an den Irländern geliefert hat. Die Oberschlesier waren dem Brandweingenuss in der extremsten Weise ergeben. An den Abenden, wo das Volk

2 Vgl. Christian Andree und Gundolf Keil, An den „Grenzen des Verstandes“. Unverständliches aus der Berlin-Brandenburgischen Akademie. In: Der Pathologe 4, Juli 1996, S. 314f.

3 Mittheilungen über die in Oberschlesien herrschende Typhus-Epidemie, Berlin 1848, S. 13–16.

von den städtischen Märkten zurückkehrte, waren die Landstrassen von Betrunknen, Männern und Weibern, buchstäblich übersät; das Kind an der Mutterbrust wurde schon mit Schnaps gefüttert. In einem einzigen Jahre gelang es dem Pater Stephan (Brzozowski), alle diese Säufer mit einem Schlage zu bekehren.⁴ Freilich wurden dabei alle Mittel, gesetzliche und ungesetzliche, kirchliche und weltliche in Bewegung gesetzt, Kirchenstrafen und körperliche *Züchtigungen* wurden ungestraft angewendet, allein die Bekehrung gelang endlich, das Gelübde wurde allgemein abgelegt und gehalten.⁵ Wie gross das Vertrauen auf die Geistlichkeit war, hat auch diese Epidemie in vollem Maasse gezeigt. Viele glaubwürdige Männer haben mich versichert, dass die Leute mit einer gewissen Zuversicht dem Tode entgegengesehen hätten, der sie von einem so elenden Leben befreite und ihnen einen Ersatz in den himmlischen Freuden zusicherte. Wurde jemand krank, so suchte er nicht den Arzt, sondern den Priester; hülften die heiligen Sacramente nichts, was sollte dann die armselige Arznei wirken? Diesen Zustand der Gemüther wusste die Hierarchie im Anfange der Epidemie wohl zu benutzen und nach der allgemeinen Ansicht in den Kreisen hat der Regierungs-Medicinalrath in Oppeln, Herr Lorinser⁶ Alles gethan, was geeignet war, diese Bestrebungen zu fördern. Ob es absichtlich geschehen ist oder ob eine sträfliche Unkenntniss der localen Verhältnisse die Ursache war, lässt sich schwer entscheiden; eines von beiden aber musste der Fall sein, denn wie konnte man zu einer Zeit, wo jeder Gebildete in den Kreisen dringend und öffentlich nach Aerzten rief, erklären, sie seien nicht nöthig und das Volk wolle sie nicht?⁷ Von der Regierung geschah fast gar nichts.⁸ Statt dessen erschienen die barmherzigen Brüder aus Breslau und Pilchowitz unter ihrem Spiritual Dr. Künzer, die Zeitungen waren ihres Ruhmes voll, und wohin sie kamen, brachten sie ihre Hülfe, ihre Gaben im Namen der Mutter Kirche. So anerkennenswerth der Eifer dieser Männer gewesen ist, so war ihre Wirksamkeit doch eine sehr beschränkte. Zwei von

4 Randbemerkung eines ministeriellen Lesers: „Das ist doch kein schlimmes Resultat der Hierarchie ??.“

5 Vgl. den Aufsatz des Prof. Kuh in der Med. Vereinszeitung 1848, Nr. 8.

6 Karl Ignatius Lorinser (14.7.1796, Niemes/Böhmen – 2.10.1853, Patschkau), röm.-kath.; wissenschaftlicher Gegner Virchows; Studium der Medizin in Berlin und Wien, seit 1818 in Berlin praktischer Arzt und Priv.-Doz. an der Universität; seit 1822 Arzt in Stettin, seit 1824 Regierungs- und Medicinalrath in Köslin/Pommern; seit 1825 in gleicher Eigenschaft in Oppeln; unter seinen zahlreichen Veröffentlichungen sind für unseren Zusammenhang wichtig: „Der Sieg über die Brandweinpest in Oberschlesien“, Oppeln 1845 sowie seine Selbstbiographie, 2 Bde., Regensburg, Manz 1864.

7 Vgl. den Aufsatz, des Prof. Kuh in der Wochenschrift für die ges. Heilkunde, 1848. Nr.

10. Johann Karl Christian Kuh (* 24.6.1804 Breslau, † 21.12.1872 Breslau), Chirurg und Augenarzt; Medizinstudium in Breslau und Berlin; 1837 Prof. der Chirurgie und Augenheilkunde an der chirurgischen Klinik der med.-chirurgischen Lehranstalt in Breslau; 1841–1857 Privatdozent an der Universität Breslau; Gründer der Taubstummenanstalt von Ratibor; Grubenbesitzer in Oberschlesien; machte sich um das oberschlesische Eisenbahnwesen verdient.

8 Randbemerkung eines ministeriellen Lesers: „leider wahr!“

ihnen waren Wundärzte, die übrigen waren von verschiedenen Gewerken, vom Militair etc. in die geistliche Corporation getreten, und vollkommen unfähig, ein ärztliches Urtheil zu haben. Da sie von Dorf zu Dorf zogen, so vergingen oft Wochen, ehe sie wieder an das erste Dorf kamen, oft kehrten sie gar nicht zurück, und ihre Erscheinung war dann die eines heilbringenden Engels gewesen. Von dem Augenblick an, wo das Breslauer Comité, welches die Gaben von ganz Deutschland in Empfang nahm, eine geordnete Thätigkeit in den Kreisen auszuüben begann und seine Delegirten, der Prinz Biron von Kurland und der Professor Kuh selbst in den Kreisen erschienen, als von allen Seiten Aerzte requirirt wurden, Local-Comités sich bilden, sah man sich genöthigt, den geistlichen Instituten seine Hülfe vollkommen zu entziehen; damit hörte die Thätigkeit der geistlichen Brüder mehr und mehr auf und das Vertrauen des Volkes zu den Aerzten wurde immer lebendiger. Jetzt erst schickte auch Herr Lorinser Aerzte, die sich bei ihm gemeldet hatten. Freilich hatte er sich schon vorher auf Umwegen, welche ihn leider davon abhielten, mit dem Herrn Minister Grafen Stolberg, den der König abgesandt hatte, dem Herrn Geh. Rath Barez⁹ etc. zusammenzutreffen, selbst in die Kreise begeben, allein als er hier auf einer Versammlung der Aerzte zu Nicolai über die gegen die Seuche zu ergreifenden Maassregeln sprach, konnte ihm Prof. Kuh erwidern, dass das Breslauer Comité [von Ärzten, Christian Andree] diese Maassregeln alle schon getroffen habe. Als Herr Lorinser dann nach Sohrau kam und ihm der provisorische Magistratsdirigent, Herr von Woisky die Verlegung des Kirchhofs an's Herz legte, der fast in der Stadt gelegen, auf einem Raume von einigen 40 Quadratfuss mehr als 600 zum grossen Theil oberflächlich begrabene Leichen enthielt, so erklärte er diess für unnöthig, zumal da die Geistlichkeit, welche den Kirchhof in solcher Nähe zu behalten wünschen müsste, dawider sein würde [Randbemerkung eines ministeriellen Lesers: ist wohl ein Druckfehler? 600 pulverisierte Kadaver würden fast solchen Raum gebrauchen]. Es sei fern von mir,¹⁰ dass ich einzelne Glieder dieser Geistlichkeit anschuldigen will, einen grausamen und unmenschlichen Gebrauch ihrer geistlichen Gewalt gemacht zu haben, allein es kann niemand abläugnen, dass eine so mächtige Hierarchie, der das Volk so blind gehorcht, das Volk zu einer gewissen geistigen Entwicklung hätte bringen können, *wenn sie gewollt hätte*. Allein es liegt in dem Interesse der Mutter Kirche, die Völker bigott, dumm und

9 Stephan Friedrich Barez (* 30.8.1790 Berlin, † 12.1.1856 Berlin), praktischer Arzt; Studium in Göttingen und Tübingen; leistete Dienst als Hospitalarzt in Elbing/Ostpr. und in den Militärlazaretten Berlins; war ein beliebter Praktiker in seiner Heimatstadt; 1820 Habilitation in Berlin; Stadt- und Criminalphysikus, seit 1828 Regierungs-Medizinalrat beim Polizeipräsidium; 1831 Direktor der neu errichteten Station und Klinik für Kinderkrankheiten der Charité (bis 1847); seit 1832 Mitherausgeber des „Cholera-Archivs“ und seit 1843 des von Behrend und Hildebrandt begründeten „Journal für Kinderkrankheiten“; 1835 Geh. Medizinalrat; 1838 Prof. a. o.; 1841 vortragender Rat im Kultusministerium; 1843 Geh. OberMedizinalrat.

10 Randbemerkung eines ministeriellen Lesers: „es ist aber keineswegs fern, vielmehr !! mit Händen zu greifen.“

unfrei zu erhalten; Oberschlesien ist nur ein neues Beispiel in der grossen Reihe der alten, unter denen Spanien, Mexico und Irland obenan stehen. Die einheimische katholische Geistlichkeit hat in ihrem Eifer für das hungernde und kranke Volk grosse Opfer, selbst die der körperlichen Aufopferung nicht gescheut, und sich dadurch wesentlich von der evangelischen unterschieden, von der z.B. Hr. Pastor Wolf in Rybnik sich geweigert hat, zu Typhuskranken seiner Gemeinde in Sohrau zu kommen, um ihnen geistlichen Trost zu bringen. Allein alle diese Aufopferung, deren persönliches Verdienst ich gern und rühmend anerkenne, kann die schwere Schuld nicht sühnen, dass man ein grosses Volk so tief in Unwissenheit, Aberglauben und Faulheit hat versinken lassen.“

In dem Begleitschreiben „An ein hohes Ministerium der geistlichen, Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten“ vom August 1848 erlaubte sich Virchow zu bemerken:

„Ich glaube nicht nöthig zu haben, die Freimüthigkeit, mit der ich diese Abhandlung geschrieben habe, entschuldigen zu dürfen; das Interesse der Menschheit verlangte von mir, dasjenige zu sagen, was mir als wissenschaftliche Wahrheit galt.“

Das Ministerium las den Bericht genau – wie unsere aus den Akten zitierten Randbemerkungen beweisen – und tobte. Sein Beauftragter (Virchow) war als Militär-Mediziner nach Schlesien gegangen und als selbstständiger Sozialpolitiker zurückgekommen. „Politik ist nichts anderes als Medizin im großen“, hat er alsbald selbst resümiert.

Als bald wurde Virchow gezwungen, die Konsequenzen zu ziehen. Er verlor die für ihn lebensnotwendige freie Kost und Logis in der Berliner Charité, machte sich durch demokratische Wahlpropaganda bei seinen Vorgesetzten endgültig zur Persona non grata, wechselte an die freiere Universität Würzburg und entfaltete dort eine überaus erfolgreiche wissenschaftliche und Lehrtätigkeit. Diese dauerte von 1849 bis 1856 und war der Höhepunkt seines wissenschaftlichen Wirkens, wie ich nachweisen konnte^{11,12}

Wir wollen zurückkehren zur Frage nach seinem Verhältnis zur Kirche, zum Spannungsfeld von persönlichem Glauben, staatskirchlichen Einrichtungen und Staat.

Das Thema begegnet uns sehr früh in der Biographie Virchows. In seinem zweiten Brief nach seiner Ernennung zum Charité-Chirurgus 1843

¹¹ Vgl. Christian Andree, Virchows Weg von Berlin nach Würzburg. Eine heuristische Studie zu den Archivalien der Jahre 1848–1856, Würzburg 2002.

¹² Christian Andree, Rudolf Virchow. Leben und Ethos eines großen Arztes. München 2002, S. 12–18.

schreibt der noch nicht 22-Jährige an seinen Vater im heimatlichen Schivelbein aus Berlin am 14. Mai 1843 über die Schwierigkeiten seiner Arbeit und die Probleme in der Charité im Pflegebereich:¹³

„Die Diakonissen sind glücklich an uns vorübergegangen. Zwar hat die Charité-Direktion auf den Wunsch des Ministers Eichhorn, der nicht wünschte, daß ein Befehl von oben herab diese Einrichtung zu treffen scheine, selbst um Diakonissen angehalten, allein Se. Excellenz scheuen die öffentliche Meinung – diesen Despoten, der sich gegen das Unternehmen erklärt hat, und überlassen es uns, selbst Diakonissen zu bilden. Soweit hat sich der public spirit in Preußen schon erhoben.“

Im nächsten Brief vom 26.6.1843¹⁴ an den Vater heißt es dann:

„Meine Stellung [in der Charité] befriedigt mich noch immer vollkommen, obwohl die unausgesetzte Beobachtung, welche unser erhabener Monarch und der weibliche und geistliche Theil seines Hofes uns zu Theil werden lassen, dieselbe fortwährend beschwerlicher macht. Du hast wohl aus den Zeitungen erfahren, daß seit der Mitte dieses Monats die Diakonissen ihren Einzug bei uns gehalten haben. Ich schrieb Dir das letzte Mal, daß der Minister Eichhorn die Sache gern wieder einschlafen lassen wollte; allein der Pastor Fliedner, der Gründer der Diakonissen-Anstalt zu Kaiserswerth bei Düsseldorf, kam zur gehörigen Zeit hier an, logirte seine Mädchen vorläufig bei der Finanzministerin von Bodelschwingh, einer alten Betschwester, ein, und Eichhorn sah sich dann nolens volens genöthigt, ihre Aufnahme in die Charité zu dekretiren. Am 15^{ten} d. M. fand dann ihre feierliche Introdution statt. Vier, worunter eine Ober-Diakonissin, wurden auf die Station für syphilitische Weiber vertheilt; eine erhielt meine krätzigen Weiber. In Folge dessen wurde ich auch als handelnde Person zu diesem Akte hinzugezogen, dessen Bedeutung in der That eine sehr große ist. Denn diese Aufnahme ist nicht ein isolirtes Faktum, sondern es ist ein neuer Schritt in der Feststellung eines Princip, dem der größte Theil der Nation mit Widerwillen entgegensieht. Auf der andern Seite wird diese Angelegenheit wahrscheinlich verhängnisvoll für die gesammte Charité-Verwaltung werden. Der Raum eines Bogens würde nicht genügen, Dir den Stand des Charité-Wesens klar zu machen. Es mag hinreichen, Dir zu sagen, daß Alles darin erschüttert ist. Das Curatorium, zu dem auch Onkel Hesse als bauliches Mitglied gehört, wird wahrscheinlich aufgelöst werden; der Direktor bereitet seine Demission vor; das Militär-Medicinal-Wesen verliert vielleicht alles Anrecht darauf, die ärztl[ichen] Stellen in der Charité zu beset-

13 Christian Andree (Hg.), Rudolf Virchow. Sämtliche Werke, Bd. 59. Der Briefwechsel mit den Eltern 1839–1864 zum ersten Mal vollständig in historisch-kritischer Edition vorgelegt, R. Virchow an seinen Vater, 26.6.1843. Berlin, Wien 2001, S.219.

14 Christian Andree (Hg.), Rudolf Virchow. Sämtliche Werke, Bd. 59. Der Briefwechsel mit den Eltern 1839–1864 zum ersten Mal vollständig in historisch-kritischer Edition vorgelegt, R. Virchow an seinen Vater, 26.6.1843. Berlin, Wien 2001, S.223–224.

zen. Selbst die Existenz des Instituts wird dadurch gefährdet. Sollte sich der Sturm noch einmal [legen], so würde es nur deßhalb geschehen, weil zu gewaltige [Umw]älzungen folgen müßten.“

Wenn wir diese Stelle interpretieren, so zeigt sie neben dem ausgesprochenen Widerwillen gegen kirchliches Engagement im Pflegedienst auch eine direkte und unmittelbare Furcht Virchows vor der Macht kirchennaher Institutionen und deren Verbindung zum Regierungsumfeld König Friedrich Wilhelms IV. Es geht um die Angst Virchows vor einer Wiederkehr gerade zu überwindender romantischer Grundanschauungen in der Medizin, die Virchow und seine Mitstreiter durch naturwissenschaftlich begründete Heilmethoden ersetzen wollten. In der romantischen Medizin spielt die Sünde eine zentrale Rolle. Krankheit war demnach Ausfluss von Sünde, Strafe für den Sünder. Wenn dieses Prinzip, so fürchtete Virchow, über die Diakonissen und die am Hofe Friedrich Wilhelms IV. gepflegten Frömmigkeitsformen wieder als Hauptursache für Krankheiten angesehen werde, sei eine naturwissenschaftlich begründete Medizin nicht durchsetzbar.

Die Grundeinstellung Virchows, dass der Staat seine Angelegenheiten für sich erledigen solle, dass er für Arme und Kranke zu sorgen habe und dass die Kirche die aus Virchows Sicht ihr zustehende genuine Aufgabe der Seelenfürsorge, der Religion ausschließlich betreiben solle, setzt sich in den folgenden Jahrzehnten unverändert fort.

Sie führt schließlich zum Kulturkampf, dessen Auswirkungen auf Schlesien ich an anderer Stelle dargestellt habe.¹⁵

Hier nur so viel über Virchows Mitwirkung an den Auseinandersetzungen zwischen Staat und Kirche im Kulturkampf:

Virchows Reden sowohl im Preußischen Abgeordnetenhaus als auch im Reichstag sind inzwischen in meiner Ausgabe alle gedruckt. Sie überschreiten zum Thema Kirche und Staat die Zahl Hundert erheblich.¹⁶ Ich muss mich in diesem Vortrag auf ganz wenige beschränken. Ihre Tendenz wird jedoch, so hoffe ich, deutlich werden.

In einer Debatte im Preußischen Abgeordnetenhaus am 10. März 1873 über den Gesetzentwurf zur Vorbildung und Anstellung von Geistlichen ging es darum, die Einbeziehung von Naturwissenschaften in die allgemeine wissenschaftliche Ausbildung der Theologiestudenten zu regeln.

15 Christian Andree, Der Kulturkampf in Schlesien. In: Archiv für Schlesische Kirchengeschichte, Bd. 53, Sigmaringen 1959, S. 151–168.

16 Vgl. Christian Andree (Hg.), Rudolf Virchow. Sämtliche Werke, Bd. 30–37, Bern, Berlin, Wien 1992–2003.

Virchow kommt es in seiner Rede¹⁷ darauf an zu zeigen, dass Glaube und naturwissenschaftliche Erkenntnis *keine Gegensätze* sind. Im Laufe der vergangenen 50 Jahre hätten sich die Naturwissenschaften immer mehr der mathematischen Methode angenähert. Die fortwährend erstarkende wissenschaftliche Methode der Naturwissenschaften habe ein ernsthaftes Streben zur Folge, die objektive Wahrheit zutage zu fördern.

„Die objektive Wahrheit, meine Herren, ist in hohem Maße gesichert und nach Außen hin sichtbar geworden durch eine Reihe der allergrößten Entdeckungen, welche sich in wenigen Jahren vollzogen haben, und welche den Zustand der Gesellschaft mehr und mehr umgestalten, so daß es nun eine Nothwendigkeit wird, daß auch die Lehrer und Erzieher des Volkes – und Sie werden mir erlauben, daß ich in diesem Augenblick, obwohl wir nicht gerade von der Schule handeln, doch die Geistlichen mit in diese Kategorie hineinnehme – daß also die Lehrer des Volkes wenigstens im Besitze der Hauptsache des objektiven Wissens sind, welches diese Veränderungen erzeugt.“

Ein Geistlicher, der sich in der Abgeschlossenheit seines ländlichen Lebens auf die spezifisch theologischen Dinge zurückzieht und

„weiter in gar keine Berührung mit der Gesamt-Entwicklung tritt als durch das, was ihm gelegentlich einmal durch eine Zeitung zukommt“, der wird den Anschluss an die gesellschaftlichen Entwicklungen verpassen und es „unmöglich dahin bringen können, daß die Einwirkungen, welche er auf die Gemeinde auszuüben hat, dauernd im Stande sind, mit den anderen Einwirkungen, welche das immer neue Leben bringt, sich in das Gleichgewicht zu setzen [...]“.

„Das theologische Wissen mit allem anderen Wissen in eine nähere Verbindung zu setzen“, das hätten während der vergangenen Jahrhunderte vor allem die Jesuiten vorbildlich geleistet.

Auch zu Virchows Zeit würden sich zahllose Beispiele finden lassen, meint er, dass

„Männer, an deren theologischen Glauben Niemand einen Zweifel hat, ich am allermeisten, sich auf die allerernsthafteste Weise mit naturwissenschaftlichen Problemen beschäftigen“.

Das gilt in frappierender Weise insbesondere für die prähistorische, die allerjüngste Wissenschaft, „welche das erste Erscheinen des Menschen zum Gegenstande ihres Forschens macht“. Gerade unter denjenigen Forschern, die das erste Auftreten des Menschen am weitesten zurückverlegen, seien besonders viele katholische Geistliche zu finden.

17 Christian Andree (Hg.), Rudolf Virchow. Sämtliche Werke, Bd. 33, S. 463–467.

„Ich habe nicht zu untersuchen, wie sich im Einzelnen die Stellung des besseren Wissens zu dem tieferen Glauben gestaltet; das ist kein Gegenstand, den wir hier zu untersuchen haben, aber [...] man kann auf dem Gebiete der Naturwissenschaft die allerweitest gehenden und ernsthaftesten Studien machen, ohne daß man deshalb aufhört, in dogmatischer Beziehung vollkommen zuverlässig zu sein.“

Der vom Papst persönlich anerkannte Kopernikus und der strenggläubige Newton seien hierfür die besten Beispiele.

Der naturwissenschaftliche Lehrstoff bringe also in das theologische Studium keineswegs eine Quelle oder ein Motiv des Unglaubens hinein oder einen Keim zum Umsturz alles Bestehenden.

„Ich verlange nur, daß die geistliche Bildung und die weltliche Bildung sich so weit verstehen, daß zwischen ihnen nicht eine Kluft sich ausbilde, die nachher zu wirklich revolutionären Bewegungen führen muß, weil dann Gemüther aufeinander platzen, die durchaus kein Mittel der Verständigung oder der Versöhnung haben.“

Die Entscheidung über den Inhalt der Ausbildung darf nicht dem Einzelnen überlassen bleiben,

„sondern wenn er in eine so privilegierte Stellung eintreten, wenn er alle die Vorzüge in Anspruch nehmen will, welche die bisherige Entwicklung und die Gesetzgebung den christlichen Kirchen zusprechen, dann muß man von ihm auch verlangen, daß er ein Maß von Wissen in sich sammle, welches geeignet ist, ihn, wenn auch nicht auf die Höhe der Zeitbetrachtung zu bringen, aber doch wenigstens so weit zu fördern, daß er im Stande ist, die gegnerische Betrachtung nicht blos zu verstehen, sondern auch sich eine selbständige Position ihr gegenüber zu sichern“.

Dies Interesse sollte auch ganz auf Seiten der Theologen sein,

„denn nichts ist förderlicher für die Vermehrung des Unglaubens als das Nebeneinanderstehen von zwei Anschauungswelten, zwischen denen keine Vermittlung besteht“.

Zudem seien die Naturwissenschaften für den angehenden Geistlichen besonders fremde Gebiete, auf denen er von der Schule her kaum Kenntnisse mitbringt,

„auf welchem er aus eigener Kraft nicht durchkommt, auf dem er der Hülfe bedarf, auf dem er nothwendigerweise auch durch eine gewisse Vorschrift der Prüfungs-Ordnung fixirt werden muß“.

Die Universitäten sind dabei die Garanten einer freien und freudigen Entwicklung „des individuellen Wissens und Wesens“ – ganz im Gegensatz zur rein kirchlichen Erziehung:

„Während die kirchliche Erziehung, wie sie uns bis jetzt auf dem Gebiete der katholischen Kirche entgegentritt, dem Einzelnen niemals eine Zeit freier, selbständiger, individueller Entwicklung gewährt, sondern ihn zu allen Zeiten festhält, ihn überwacht, ihn bedrückt, ihm vorschreibt, was er lernen, was er glauben, was er wissen soll, so würde hier einmal wenigstens im Leben eine Zeit ausgeschieden werden, wo der junge Mann aufathmen, wo er wirklich die Lebensluft dieser Welt in sich aufnehmen kann.“

In Weiterführung dieser Gedanken erläuterte Virchow im Deutschen Reichstag in einer Rede am 30. November 1881¹⁸ sein Verständnis von Toleranz anhand der jeweiligen Grenzen von Naturwissenschaft und Religion. Hierzu stellt er klar, dass weder das Gewissen eine mechanische noch das Bewußtsein „eine im Sinne der Naturwissenschaften erklärbare Funktion“ sei:

„Ich habe vielmehr immer gesagt, daß wir hier an einen Punkt kommen, wo das Wissen am Ende ist, und ich habe das mit vollständiger und hartnäckiger Konsequenz denjenigen meiner Kollegen, welche in der That konsequente Materialisten sind, gegenüber durchzuführen gesucht. Ich habe immer anerkannt, hier gibt es eine bestimmte Grenze; jenseits dieser Grenze, wo die Naturwissenschaft aufhört, gestatte ich jeder Richtung, sich nach ihrem Willen zu entfalten. Meine Herren, das nenne ich Toleranz.“ Diese Grenzen seien dann aber auch von beiden Seiten zu akzeptieren: „Ich erwarte, daß auch die Religion die Grenze, welche die Naturwissenschaft bestimmt ziehen, mit der sie sich ausweisen kann, als berechtigt anerkenne; umgekehrt, meine ich, kann auch die Religion verlangen, daß sie unbehelligt sei auf dem anderen Gebiete.“

Die Religion solle in sich selbst allerdings nicht den prägendsten Faktor für das bürgerliche Leben sehen. Die deutsche Kultur steht keinesfalls nur auf dem Boden des Christentums.

„Sie steht auf dem Boden des Judenthums ebenso gut, wie das Christenthum auf dem Boden des Judenthums gestanden hat, und wenn einzelne Wissenschaften in unserer Kultur aus verschiedenen heidnischen Wissenschaften sich entwickelt haben, das Recht aus dem Römischen, die Medizin aus dem Griechischen, so wird man doch nicht leugnen dürfen, daß die moderne Kultur nicht mehr eine spezifisch christliche, sondern eine allgemein menschliche Entwicklung genommen hat.“

Für Virchow ist diese Geschichtsauffassung wirklicher „Humanismus“, auch wenn seine Gegner sie als „Naturalismus“ bezeichnen. Weil das Allgemein-Menschliche, das Humane für Virchow den Inbegriff der kulturellen Entwicklung bedeutet, hat für ihn von dieser Warte aus auch die Religion, als ein Ausdruck des Humanen, eine natürliche Existenzberechtigung innerhalb einer Kultur.¹⁹

In einer Rede vor dem Preußischen Abgeordnetenhaus in Berlin am 22. Februar 1877 hat Virchow ausgeführt:

„Sie werden sich erinnern, daß, als das Gesetz vom 11. Mai 1873 erlassen wurde, ich mich vergeblich bemüht habe, nachdem die Prüfung“ [gemeint ist: der katholischen Geistlichen, Christian Andree] „hineinkommen sollte, nicht das Hauptgewicht auf die Philosophie zu legen [...], sondern die Naturwissenschaften darin vertreten“ [sein sollten, Christian Andree]. „Ich bin seit der Zeit gerade in den katholischen Organen ungemein stark angegriffen worden, und Herr Dr. Brüel²⁰ hat gestern einen Ausdruck gebraucht, von dem ich die Empfindung hatte, daß er speziell auf einer Geschichte basire, welche alle halbe Jahre einmal durch die katholischen Blätter zirkulirt und mir dann natürlich in der gebührenden Zahl anonymer Exemplare aus den verschiedensten Theilen des Landes zugeht. Darin wird erzählt, daß ich einmal bei Gelegenheit einer Leichenuntersuchung meinen Zuhörern erklärt hätte: ich hätte nun schon vielerlei durch das Sezirmesser entdeckt, aber die Seele hätte ich noch niemals getroffen. Es wird mir dies immer wieder aus scheinbar sonst ganz gut informirten Blättern zugesendet, und Herr Dr. Brüel hat mir gestern mit einer, wie mir schien, naheliegenden Beziehung auf diese Anekdote seinen Zweifel ausgedrückt, ob ich denn die Religion schon mit meinem Sezirmesser entdeckt hätte. Meine Herren, ich hätte wirklich geglaubt, daß derartige Dinge auch in den besseren Organen der katholischen Presse wohl unterbleiben könnten; mir ein solches Maß von Absurdität zuzutragen, wie sie in einer solchen Anekdote liegt, das konnte mir wirklich erspart werden. Ich könnte ja über diese Zumuthungen manchen Spaß machen, ich könnte Herrn Brüel sagen, es wäre mir auch noch nicht gelungen, den Aberglauben durch das Sezirmesser zu entdecken,

(Sehr gut! – Heiterkeit.)

und ich sei nichtsdestoweniger von der Realität des Aberglaubens so sehr überzeugt, daß dieser Mangel eines praktischen, materiellen Beweises von der Existenz des Aberglaubens für mich in der That wegfallen kann.

19 Vgl. Christian Andree, Rudolf Virchow. Leben und Ethos eines großen Arztes. München 2002, S. 169–172.

20 Gemeint ist der evangelisch-lutherische Jurist Ludwig August Brüel (1818, Hannover-1896, Berlin), der nicht nur dem Preuß. Abgeordnetenhaus und der Hannoverschen Landessynode angehörte, sondern auch Vorsitzender des Landes-Synodalausschusses gewesen war.

Also, daß ich mich jemals auf derartigen Wegen betreten lassen sollte, davon, denke ich, könnten Sie mich von vornherein freisprechen. Im übrigen, glaube ich, war ich auch sonst nicht derjenige, an den sich die Adresse zu richten hatte; im Gegentheil, ich habe mit Konsequenz immer den Standpunkt eingehalten, daß ich die Berechtigung jedes einzelnen Menschen auf volle Geltendmachung sei[ner] Religiosität innerhalb des ihm zustehenden Kreises behauptet habe,

(Zuruf: Kirche!)

– ja, nur nicht der Kirche! Die Kirche ist eben kein Individuum, ich kann auch die Kirche mit meinem Sezirmesser nicht finden. Wenn ich sie historisch verfolge, so komme ich auf eine Reihe von Personen, die mich nichts mehr angehen als preußischen Gesetzgeber, Personen außerhalb der Grenzen dieses Staats, und da ich mich innerhalb der Grenzen dieses Staats zu halten und meine Erörterungen auf die Verhältnisse dieses Staats zu richten habe, so fühle ich keine Veranlassung und keine Verpflichtung in mir, mich mit diesen weit entfernten Verhältnissen zu beschäftigen. Das habe ich mir erlaubt, in Erwiderung auf das gestern Gesagte hinzuzufügen.²¹

Kommen wir zum Schluß und zusammenfassend auf die grundsätzlichen Gedanken Virchows zum Thema:

Nicht das Kirchliche, sondern das Humane steht für Virchow im Vordergrund seiner Überlegungen, seiner Arbeit. Virchow fordert Bildung des Menschen:

„Bildung mit ihren Töchtern Freiheit und Wohlstand“ wird bei ihm zur Weiche und Nahtstelle, zum Ausdruck und Katalysator einer Verwirklichung des Humanen in der Lebenswelt. Bildung ist Voraussetzung für »das Wohlssein Aller«,

sie ist „das Hauptmittel der Demokratie“. Fehlt sie, so kommt es beim Einzelnen zur Straffälligkeit, gesamtgesellschaftlich zu Krieg und sozialem Elend. Bildung und Erziehung lassen den Menschen zu sich selbst finden, sie heben den Einzelnen aus der Unfreiheit heraus, führen ihn zur individuellen Selbstbestimmung und zu wirtschaftlicher Unabhängigkeit. Bildung ist auf diese Weise ein wesentlicher Baustein des Humanen. Virchows Engagement gegen die „Überbürdung“ der Schüler durch den Schulunterricht legt Zeugnis davon ab, dass er auch hier die Humanität vor das Leistungsprinzip stellt. In den Naturwissenschaften sieht er die Grundlagen des Humanismus. Sie in den Unterrichtskanon der Schulen und Universitäten aufzunehmen, selbst auf Kosten der alten Sprachen – und ohne diese zurücksetzen zu wollen –, ist eine seiner wichtigsten Forderungen.

21 Christian Andree (Hg.), Rudolf Virchow. Sämtliche Werke, Bd. 34. Politische Tätigkeit im Preußischen Abgeordnetenhaus. 6. Februar 1875 bis 2. März 1877, Rede im Preußischen Abgeordnetenhaus, Berlin, 22. Februar 1877. Berlin, Wien 1999, S. 540f.

Humanität ist für Virchow Antriebsfeder und Motivation auch für die Krankenpflege, eine rein soziale Aufgabe, die allein an den Leiden des Einzelnen ausgerichtet sein soll, unabhängig von seinen finanziellen Möglichkeiten. Jedem nach seinem Bedürfnis, so lautet Virchows Motto. Das entspricht bei ihm in der Konsequenz seines Denkens schon sehr früh einem überzeugenden Vergleichsversuch zwischen Homo biologicus und Homo politicus, zwischen „innerem“ menschlichem Zellenstaat „als einer Ansammlung gleichberechtigter, wenn auch nicht gleich begabter“ Einzelzellen und einem äußeren (politischen) Staatsgebilde, in dem jeder Einzelne gleichberechtigt, wenn auch nicht gleich begabt ist.

Das Humane ist das Entscheidende. Es bedarf auch keiner Hilfestellung von außen, etwa durch Glaubensinhalte irgendeiner Kirche. Die „freie Gestaltung humaner Interessen“ reicht aus, um hier zu einer sinnreichen Einrichtung zu kommen. Das Gleiche gilt für die Organisation der staatlichen Gesundheitsfürsorge im Allgemeinen. Die „christliche Barmherzigkeit Einzelner“ bedeutet immer ein Scheitern des idealerweise demokratischen Staates in seiner gesteigerten humanen Verantwortlichkeit gegenüber den Bürgern. Dabei hat auch der Glaube als ein Ausdruck des Humanen für Virchow eine natürliche Existenzberechtigung innerhalb der menschlichen Kultur. Virchow war niemals ein Gegner des Glaubens an Gott. Die ihm unterstellte Äußerung, „daß ich einmal bei Gelegenheit einer Leichenuntersuchung meinen Zuhörern erklärt hätte, ich hätte nun schon vielerlei durch das Sezirmesser entdeckt, aber die Seele hätte ich noch niemals getroffen [...]“, weist er, wie wir gezeigt haben, leidenschaftlich zurück. Er verwahrte sich dort wie auch an anderen Orten gegen die provokante Frage „[...] ob ich denn die Religion schon mit meinem Sezirmesser entdeckt hätte“.

Virchows Liberalität und Toleranz verbieten es ihm, den »Herrschegeleuten« der Kirchen nachzugeben, wenn diese versuchen, andere Kulturbereiche ihrem Einfluß zu unterwerfen. Toleranz bedeutet für ihn, die Grenzen der einzelnen Kernbereiche menschlichen Denkens und Fühlens – und dazu gehört auch der Glaube – zu respektieren.²²

Es bleibt interessant, dass Virchow diese seine Grundgedanken, die er sein Leben lang weiterentwickelte, zum ersten Mal in Schlesien 1848 deutlich geäußert hat.

Er hat das Land noch oft besucht, auf dessen kulturelle Entwicklung Einfluss genommen und zahlreiche Einrichtungen der Universität Breslau gefördert bzw. dortige Lehrstühle mit seinen Schülern besetzen lassen,

22 Christian Andree, Rudolf Virchow. Leben und Ethos eines großen Arztes. München 2002, S. 8–11.

z.B. die landesgeschichtliche und prähistorische Erforschung Schlesiens mit eigenen Publikationen bereichert und als liberaler Politiker auch intensive Kontakte zu schlesischen Politikern gepflegt.

Christian Andree, Rudolf Virchow (1821–1902) na płaszczyźnie napięcia między wiarą, Kościołem i państwem

Virchow odegrał w okresie XIX w. nadzwyczajną rolę jako patolog, lecz również jako lekarz społecznik, polityk, starożytnik, zbieracz i założyciel muzeum. W 1862 r. założył on wspólnie z Theodorem Mommsenem Partię Postępową. Autor upatruje w pobycie Virchowa na Górnym Śląsku w 1848 r. kluczowego przełomu w jego karierze naukowej, który pobudził go do stworzenia podstaw nowoczesnej medycyny społecznej, ponieważ rozpoznał on przyczynę tzw. tyfusu głodowego w niewystarczającej opiece higienicznej i braku zainteresowania tematem u duchownych i przedstawicieli rządu. Opinia Virchowa przygotowana dla ministerstwa, która ukazywała panujące stosunki w bardzo agresywny sposób i doprowadziła do wzburzenia w rządzie, zostaje tu oddana drukiem. Virchow traci swe gąże, które przechodzą na rzecz Charite w Berlinie, i przenosi się do Würzburga, gdzie w latach 1849–1856 świętuje swe największe sukcesy naukowe. – W drugiej części artykułu Andree omawia stanowisko Virchowa w stosunku do Kościoła i państwa pruskiego. Virchow upatrywał się poważnego błędu w nadzwyczajnym uprzywilejowaniu diakonis z Charite, ponieważ obawiał się on wpływu Kościoła (Flidner) i króla Fryderyka Wilhelma IV, a wraz z nim wielce przesadzonych poglądów lekarskich. W okresie Kulturkampfu stanął jednoznacznie po stronie nowoczesnej nauki. Nowoczesna kultura „przyjęła o wiele bardziej powszechny ludzki rozwój, niż specyficznie chrześcijański”, oznaczało to dla Virchowa: iż przedkładał on humanitaryzm ponad wiarę chrześcijańską. Po przytoczeniu licznych cytatów z jego przemówień z okresu Kulturkampfu Andree konstatuje: „W naukach przyrodniczych dostrzega on podstawy humanizmu.” „Humanitaryzm jest dla Virchowa kołem napędowym i motywacją również do opieki nad chorymi, jest on czysto społecznym zadaniem.” Dlatego nie wymaga on pomocy ze strony Kościoła. Mimo to Virchow „nigdy nie był przeciwnikiem wiary w Boga.” Jako osobowość liberalna wykazywał on tolerancję wobec Kościoła, na ile nie zamierzał on wywierać swego wpływu na inne płaszczyzny kulturowe.